



Zivile Konfliktbearbeitung Die Alternative zur Gewalt

Friedensfachkräfte – Handwerker für den Frieden

Zivile Konfliktbearbeitung – seit einiger Zeit so etwas wie ein „Zauberwort“ in der Friedensbewegung: Sie soll die Alternative zu Gewalt und militärischen „Lösungen“ sein.

Was aber verbirgt sich dahinter? Martin Höfflin beantwortet die Frage sehr konkret und wählt dazu das Bild des Handwerkers mit seinem Werkzeugkasten.

Von Martin Höfflin

*„Wenn eine Regierung 50 Milliarden Mark für Rüstung ausgibt und wenige Millionen für Zivile Konfliktbearbeitung, dann verhält sie sich ähnlich wie ein junger Handwerker, der als einziges Werkzeug einen neuen Hammer gekauft hat – dann sieht für ihn die ganze Welt wie ein großer Nagel aus.“
(nach Johan Galtung)*

Ist es nicht so? Die Bundesregierung verhält sich wie ein solcher Handwerksbursche, starrt auf die militärische „Lösung“, hat nicht Anderes im Blick als ihren „Hammer“, selbst wenn die erhoffte Wirkung – z.B die „Verhinderung einer humanitären Katastrophe“ – nicht erzielt wird.

Ist es nicht so? Auch wir „Friedensbewegte“ hatten nichts anderes im Blick als diesen großen „Hammer“. Anstatt über hilfreiche Werkzeuge zur Konfliktlösung, zum Schutz von Menschenrechten etc. nachzudenken, stritten wir bis Anfang der 90-er Jahre ausschließlich darüber, wie groß denn nun dieser „Hammer“ sein dürfte, bzw. ob wir überhaupt einen brauchen.

In der Annahme, dass uns Gewalt im Inland und Menschenrechtsverletzungen im Ausland nicht gleichgültig sind, möchte ich einige Grundsatzüberlegungen und mögliche Einsatzfelder für den Zivilen Friedensdienst beschreiben. Hierbei begeben sich in die Rolle eines Handwerkers, lege den Hammer zur Seite und packe andere Werkzeuge in den Koffer – solche, die mir für eine Friedensfachkraft sinnvoller erscheinen.

Der Handwerker

Sicher, ich bin ein Mensch mit einem großen Herz und einem guten Willen – aber nicht nur. Ich habe mich qualifizieren lassen, bringe eine gute Portion Lebenserfahrung mit und habe mich in einer mehrmonatigen Zusatzqualifikation zur Friedensfachkraft ausbilden lassen.

Selbstverständlich komme ich nur, wenn ich gerufen werde. Ein Überfall liegt mir fern. Es ist auch nicht meine Aufgabe zu kontrollieren oder anderen Menschen ungefragt zu „ihrem Glück“ zu verhelfen. Bei einem Großteil der Konflikte kommen die Betroffenen unter sich klar, und bei man-

chen bin ich einfach ungeeignet, trotz meiner Zusatzausbildung – sei es wegen meiner Herkunft, sei es, weil Andere mit genau diesem Vorfall viel besser klar kommen als ich. Bei einem Wasserrohrbruch holt sich die Hausfrau auch nicht den Dachdecker. Und wenn mal eine Lampe erneuert werden muss, kann ich als Installateur vielleicht weniger zur Lösung beitragen als der geübte Hausmann. Manchmal ist die Nachbarschaftshilfe eben besser geeignet als der Handwerker.

Und wenn ich gerufen worden bin, kann es sein, dass genau dieses Problem für mich eine Kleinigkeit bedeutet – oder aber auch, dass selbst der beste Handwerker überfordert ist, zumindest was eine schnelle oder billige Lösung betrifft. Ich kann aber versichern, dass ein gut ausgebildeter Handwerker oftmals die günstigste Problemlösung findet – „Gelernt ist gelernt“.

Die Taschenlampe

Sie ist mein wichtigstes Werkzeug. Ihre Leuchtkraft sorgt für zweierlei: sehen und gesehen werden.

Sehen will und muss ich möglichst genau: Wie begann der Konflikt, wodurch eskalierte er, an genau welchen Punkten droht er, in gewaltsame Auseinandersetzungen zu kippen, und wodurch wurde in ähnlichen Situationen die Gewalt reduziert... Fragen über Fragen, denn Gewalt fällt nicht vom Himmel. Es gibt Bedingungen, welche die Gewalt fördern, und solche, die sie eindämmen. Ein paar solcher Bedingungen habe ich in meiner Ausbildung kennen gelernt. Daneben sind mir die Friedens- und Konfliktforschung, eine gute Portion Menschenkenntnis, die genaue Ortskenntnis und natürlich ein Vertrauensverhältnis zu wichtigen Personen vor Ort eine Hilfe zum besseren Verständnis. Schließlich komme ich ja nicht als Schnüffler oder Spion. Deshalb muss ich mich natürlich auch gleich mitfragen, ob ich wirklich die hilfreiche Person für diese Art von Konflikt bin, oder ob ich vielleicht eine Kollegin bitten muss, sich der Sache anzunehmen. Es gibt also viel zu beleuchten.

Mit dem „gesehen werden“ meine ich etwas ganz Anderes: Ich denke da an die Weisheit Jesu: „Der Dieb kommt in der Nacht“. Und wenn ich den Dieben ihr Handwerk etwas schwerer machen will, dann ist es eine gute Methode, einfach für mehr Licht zu sorgen. Ganz wörtlich, ganz praktisch. Es zeigt sich immer wieder, dass die Kriminalität in U-Bahn-Stationen, in Tiefgaragen, auf Bahnhöfen... zurück geht, wenn die Beleuchtung verbessert wird. Und natürlicherweise geht auch der Waffenhandel zurück, wenn für alle Welt offensichtlich ist, wer mit wem so seine Geschäfte macht.

Die Trillerpfeife

Kleine Kinder halten manchmal beide Hände vor die Augen und rufen dann: „Such mich doch!“ Bis zu einem gewissen Alter ist es sicherlich normal zu glauben, wer nichts sieht, der würde auch nicht gesehen. Igel sollen ja solch eine Mentalität bis ins hohe Alter behalten – sofern sie alt werden. Oftmals kommen sie schon jung unter die Räder. Die Polizei berichtet immer wieder, dass es nicht nur für Kinder und Igel üblich ist, die Augen zuzumachen, wenn sie nicht gesehen werden wollen. Da werden Ausländer verprügelt, und andere Menschen schauen weg, anstatt einzugreifen. Deshalb diese Trillerpfeife. Sie ist ein Symbol für eine Erwachsenenhaltung, für couragiertes Eingreifen.

Ein kleines, aber eindrückliches Beispiel: In einem Stadtviertel in Philadelphia waren sich die Frauen nachts nicht mehr sicher; es war gefährlich, auf die Straße zu gehen. Die Menschen des Viertels waren verängstigt, rannten weg, wenn sie jeman-

den schreien hörten. Bis eines Tages Robert Dove, Koch in einem Studienzentrum der Quäker, eine Idee hatte. Er initiierte eine Bürgerversammlung, bei der sich die Teilnehmenden zu einem Aktionsprogramm verabredeten: Alle besorgten sich kleine Luftdrucksirenen, also so etwas wie vergrößerte Trillerpfeifen. Nacht für Nacht waren immer zwei Personen zusammen als Spaziergänger in ihrem Viertel unterwegs. Sobald irgendwo etwas Auffälliges geschah, schalteten sie ihre kleinen Sirenen an und liefen nicht weg, sondern hin, dorthin, wo jemand bedroht wurde. Und wer aus dieser Gruppe sonst noch eine solche Sirene hörte, machte sich auch auf den Weg dorthin. Die Überfälle gingen schnell rapide zurück.

Das Computer-Modem

Abgesehen von den Leuchtdioden lässt sich wenig erkennen. Dafür ist die Funktion umso wichtiger. Es ist der Baustein bei meinem Computer, der den Datenaustausch über das Telefonnetz mit einem anderen PC ermöglicht. Es ermöglicht damit neue Wege der Kommunikation. Manchmal sind alte Wege verbaut, dicht. Manchmal wollen die Mächtigen nicht, dass friedensbewegte Menschen von einander erfahren. Für das Feindbild ist es schlecht, den Menschen im Anderen zu sehen. Umgekehrt ist es für Menschen, die nicht mit dem nationalistischen Strom schwimmen, unerlässlich, von ein-

Reinhard J. Voß, Shalomdiakonat, Erfahrungen und Einsichten zur Gewaltfreiheit, Idstein 2000 (Probleme des Friedens 2-3/2000), 24,80 Mark

Reinhard J. Voß arbeitet seit Jahrzehnten in ökumenischen gewaltfreien Initiativen mit. In seinem Buch „Shalomdiakonat“ bettet der promovierte Historiker die Vorstellung dieses ökumenischen Friedensdienstes zunächst in die aktuelle „Pazifismus“-Diskussion nach dem letzten Jugoslawien-Krieg ein.

Er unterscheidet dabei einen religiösen/prophetischen und einen politischen Pazifismus. Ersterer meint die prinzipielle gewaltfreie Haltung, zweiterer das langfristig angelegte Aufzeigen der gewaltfreien Alternativen zum Militär.

Der politische Pazifismus kann möglicherweise Kooperationen mit Militärs (z.B. von Friedensdienstlern und SFOR-Truppen in Bosnien) einschließen. „Der politische braucht den religiösen Pazifismus, um durchzuhalten; der religiöse den politischen, um nicht durchzudrehen.“ Voß zeigt auf, dass es z.T. inhaltliche Schnittpunkte bei Konfliktbewältigungsstrategien von Pazifisten und Blauhelm-Kommandeuren gibt. Erfreulicherweise warnt er aber auch vor Vereinnahmungsversuchen ziviler Friedensdienstler durch Militärs und Regierungen und macht klar, dass die Kooperationen das Ziel haben, Regierungen und Soldaten von der Fehlerhaftigkeit ihrer militärisch bestimmten Ideologien zu überzeugen.

Im Weiteren wird bei der Rückschau auf die Geschichte der Friedensbewegung seit den

ander zu wissen und sich abzusprechen. Meine Ablehnung der NATO-Luftangriffen gegen Jugoslawien hing sicher auch damit zusammen, dass ich von den „Frauen in Schwarz“ und anderen Jugoslawen wusste, die mit „unseren“ Bomben getroffen wurden.

Im bosnisch-serbischen Krieg leistete dieses Modem ganz wichtige Dienste. Die „Landesgrenzen“ zwischen Serben und Bosniaken waren zu, die Kommunikation zwischen demokratischen Gruppen in Bosnien, Kroatien und Serbien nahezu verunmöglich. Eric Bachmann hatte die Idee mit dem Modem und sorgte mit für die Umsetzung. Er richtete in Minden eine Art Knotenpunkt ein, besorgte einigen Gruppen in den jugoslawischen Teilrepubliken PCs und Modems und half bei deren Vernetzung. Nachts, wenn die Telefonleitungen nicht so überlastet waren, konnten die Friedensfreunde auf diesem Weg wieder ihre Informationen austauschen.

Der Ball

Der Ball hat in meiner Werkzeugkiste nur eine symbolische Bedeutung. Es erinnert mich daran, dass ein spielerischer, heiterer Ansatz die Menschen oftmals eher zusammenbringt als ernsthafte Worte. Und es erinnert mich daran, dass ich meine Grenzen habe, dass Friedensfachkräfte keine Universalgenies sind. So ist es bei mir. Ganz anders bei meinem jungen Kollegen. Er arbeitet mit Flüchtlingskindern

80-er Jahren die These dargelegt, dass sich die Friedensbewegung von der „Nein-Bewegung“ (v.a. gegen Atomwaffen) zu einer Bewegung entwickelt hat, die gewaltfreie Konfliktlösungsmechanismen erarbeitet und praktiziert.

In diesem Sinne wirkt das ökumenische Pilotprojekt Shalomdiakonat. Besonders interessant bei der Vorstellung des Projektes ist der Abschnitt zum pädagogisch-methodischen Ansatz. Fortbildungsziele sind die Bereiche Wissen (z.B. Geschichte gewaltfreier Aktionen), Können (Umgang mit politischen, intrapersonellen oder interkulturellen Konflikten), Sein (persönlich glaubwürdiges gewaltfreies Handeln und Zusammenleben) und Vision (spirituelle Basis). Alle vier Bereiche seien gleich wichtig.

Die konkretisierten Arbeitsfelder beim Shalomdiakonat zeigen dessen Bandbreite auf: Sozial- und Flüchtlingsarbeit, gewaltfreie Aktion, Öffentlichkeitsarbeit, Mediation, Wahlbeobachtung, „Alphabetisierungsarbeit in gewaltfreier Konfliktbearbeitung“, allesamt im Inwie im Ausland.

Schließlich wird das Shalomdiakonat (wie auch andere Friedensdienste) in den Kontext der UN-Dekade „Kultur der Gewaltfreiheit“ eingebettet. Damit gibt Reinhard Voß mit seinem Buch hoffnungsvoll stimmende Anstöße für den schwierigen Weg der Friedensbewegung hin zur Ächtung von Krieg und Gewalt.

Stephan Bräns

in einem Flüchtlingslager in der Nähe von Split. In diesem Lager sind Flüchtlinge verschiedener Ethnien. Gar nicht so einfach, diese Menschen miteinander ins Gespräch zu bringen. Am Besten geht es über die Kinder. Durch das gemeinsame Spiel lernen sie, dass Krieg nur ein Teil der Realität ist und – wenn es gut geht – auch, dass Freundschaft und Feindschaft keine Frage der Blutsverwandtschaft sind. Soweit ich weiß, waren es die Mennoniten, die mit der Arbeit in den Flüchtlingslagern begonnen haben.

Auch das Komitee für Grundrechte und Demokratie engagiert sich hier stark und knüpft mit seinen Freiwilligen Jahr für Jahr neue Kontakte zu Vertriebenen und Flüchtlingen. Damit macht es ganz nebenbei deutlich, dass es Menschen in Deutschland gibt, denen das Schicksal der jugoslawischen Bevölkerung am Herzen liegt, ohne selbst an einem Feindbild mit zu bauen.

Gutes Schuhwerk

Friedensarbeit hat wenig mit dem „grünen Tisch“ zu tun, an welchem irgendwelche Strategien aus großer Distanz entwickelt werden. Es kommt vielmehr auf die persönliche Begegnung, auf die Begleitung von Gewalt betroffener Menschen an. Wer sich darauf einlässt, muss auch bereit sein, unbekannte und unerschlossene Wege zu gehen. Der Schuh ist ein Symbol für die Freiheit, überhaupt gehen zu können. Sicher gehen zu können.

Utopie

**Die Utopie steht am Horizont.
Ich nähere mich zwei Schritte,
und sie entfernt sich zwei Schritte.
Ich mache zehn weitere Schritte,
und sie entfernt sich erneut um
zehn Schritte.
Soviel ich auch gehe,
ich werde sie nie erreichen ...
Wofür ist sie also gut, die Utopie?
Dafür dient sie: Um zu gehen.**

Fernando Birri

Bei der Begleitung bürgt ein Name für Qualität: Peace Brigades International. Diese haben es sich zur Aufgabe gemacht, Menschen zu begleiten, die sich für Menschenrechte einsetzen. Dabei machen sie sich die Erfahrung zu Nutze, dass Gewalt gegen Menschenrechtsaktivisten in aller Regel im Verborgenen stattfindet. Sobald die internationale Öffentlichkeit präsent ist, kann sich z.B. ein Gewerkschafter in Guatemala relativ sicher sein – fehlt diese Präsenz, ist er höchst gefährdet. Es waren die Peace Brigades, die Anfang der 80-er Jahre durch ihre Präsenz und Begleitung

den Aufbau der Menschenrechtsarbeit in Guatemala ermöglichten. Dort waren sie von 1983 bis 1999 tätig und haben dabei tausende LandarbeiterInnen, GewerkschaftsführerInnen, StudentInnen, Flüchtlinge und auch die Friedensnobelpreisträgerin Rigoberta Menchú auf ihrer Reise zurück nach Guatemala begleitet. Nicht sie haben das Land in demokratischere Strukturen geführt, aber ohne sie wäre diese Demokratisierung nicht möglich gewesen.

Die Stadtsiegel von Münster, Osnabrück, Kirchheim/Teck ...

Wenn ich mich als Junge mit einem meiner Brüder geschlagen habe, sagte mein Vater nicht selten zu einem von uns: „Jetzt kommst du mal zu mir.“ Widerwillig oder manchmal auch „befreit“ beendeten wir die Rauferei. Versöhnt waren wir nicht, aber „die Luft war erst mal raus“.

Als Anfang der 90-er Jahre Soldaten der jugoslawischen Bundesarmee aus ihrer Truppe desertierten, weil sie nicht auf ihre Landsleute schießen wollten, wäre solch eine Vaterfigur hilfreich gewesen. Ein Land, das die Kriegsdienstverweigerer und Deserteure bei sich willkommen heißen hätte. Einige dieser Männer flüchteten nach Deutschland, manche, weil sie hier in früheren Zeiten als Gastarbeiter tätig waren. Aber anstatt diese Bewegung zu unterstützen und so dem Bürgerkrieg die Grundlage zu entziehen, führte Deutschland die Visa-Pflicht für Jugoslawen ein, verhinderte damit ein Ende des Krieges.

Was das Land nicht wollte, haben inzwischen einige Kommunen getan: Osnabrück, Münster, Kirchheim unter Teck und andere haben beschlossen, für den Unterhalt von Deserteuren der jugoslawischen Bundesarmee aufzukommen und sie in ihren Städten für die Dauer ihrer Gefährdung aufzunehmen. Ein ermutigendes Zeichen.

Das Trinkgeld

Wenn ein Handwerker gute Arbeit leistet, erhält er oft ein Trinkgeld. Das ist gut so. Beim Trinkgeld für die Friedensfachkraft müssen wir nur ein wenig umdenken. Nicht, dass wir keines bräuchten, z.B. für unsere Trägerorganisation, die Lobbyarbeit oder was auch immer. Das Problem ist, wir brauchen mehr als nur ein Trinkgeld, denn dort, wo wir helfend mitarbeiten wollen, ist Geld eine Mangelware. Menschen, die gegen den Zeitgeist arbeiten – und das ist bei unseren Partnern durchweg der Fall – sind auch auf finanzielle Unterstützung von Außen dringend angewiesen. Eine einfache Logik: Wer intensiv für Menschenrechte oder im Wi-

derstand gegen den Krieg arbeitet, kann nicht anderweitig Geld verdienen. Je brutaler die Unterdrückung ist, umso schwerer ist es auch, eine Art „finanzieller Unterstützerkreis“ im Inland aufzubauen.

Eine echte Friedenslösung kann sicherlich nicht von Außen „gemacht“ werden. Nur die demokratischen Kräfte vor Ort können eine Lösung finden. Unsere finanzielle Unterstützung macht ihnen auch Mut und hilft deshalb doppelt.

Das Gebetbuch

Fast alle Kriege verheimlichen wirtschaftliche und Machtinteressen der kriegsführenden Parteien. Statt dessen versuchen die Machthaber, „höhere“ Interessen zur Legitimation in den Vordergrund zu spielen. Traditionell scheinen sich die Religionen für diesen Missbrauch anzubieten, neuerdings sind es auch die „Menschenrechte“.

Offensichtlich sitzt die Tötungshemmung tief in uns drin. Gott sei Dank. Mir scheint, dass zur Überwindung dieser Tötungshemmung neben dem Feindbild auch die Überzeugung erforderlich ist, für ein höheres Ziel, im Auftrag einer höheren Macht zu kämpfen.

Auf der eher intellektuellen Ebene scheint mir wichtig, diesen Missbrauch von Religion ins Gespräch zu bringen, einen interreligiösen Dialog zu organisieren. Ermutigend ist dabei, dass die höheren Ziele der einzelnen Weltreligionen erstaunlich ähnlich sind.

Für die religiösen Menschen unter uns Friedensfachkräften ist es eine Selbstverständlichkeit, dass wir auch die Spiritualität als Kraftquelle nutzen, dass wir beten und andere zur Fürbitte auffordern, dass wir singen, danken und still werden. Ich möchte darauf jedenfalls nicht verzichten.

Der Würfel

Der Würfel im Werkzeugkasten ist der kleine Trost für mich. Er ist kein Werkzeug an sich, nur ein Symbol, eine Art Beruhigung oder auch eine Mahnung zur Demut – je nachdem.

Bei aller Vergleichbarkeit zwischen Handwerker und „Mundwerker“, was ich ja letztlich mehr bin, gibt es doch einen wesentlichen Unterschied: Der Handwerker hat es in der Regel mit Materialien und Maschinen zu tun, ich als Friedensfachkraft mit Menschen, mit Konflikten zwischen Menschen. Ganz selten sind dabei nur zwei Personen beteiligt. In aller Regel agieren sehr viele Menschen an ganz unterschiedlichen Orten, und ob da immer der richtige Mann oder die richtige Frau zur richtigen Zeit am richtigen Ort ist? Je-

denfalls ist nicht alles machbar, und manches, was gelingt, war vielleicht weniger mein Geschick, vielleicht mehr mein oder anderer Leute Glück. Glück gehört immer wieder zu unserer Arbeit dazu.

Eine brennende Kerze

Bei diesem kleinen Einblick in das Handwerkszeug einer Friedensfachkraft blieb Einiges unerwähnt, Manches wird sich erst im Laufe der Zeit entwickeln – wir sind ja noch ein recht junger Berufsstand. Aber ein Anfang ist gemacht und vergli-

chen mit einem Hammer ist es ja schon eine ganze Menge. Irgendwie seltsam, dass unsere Vorgänger sich gerade den herausgesucht haben.

Bevor ich jetzt meinen Werkzeugkoffer endgültig packe, will ich doch noch auf das Symbol zu sprechen kommen, das uns vielleicht am meisten verbindet: das Feuer als Flamme einer Kerze. Sie sagt etwas über uns alle, über mich und über unsere Partner in den jeweiligen Aufgabefeldern.

Wir alle sind angesteckt, sind engagiert, mitunter sogar begeistert von dem, was wir in und durch unser Engagement an

Menschlichkeit kennen gelernt haben. Wir haben die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass sich dieses Engagement lohnt, weil wir wissen, dass wir nicht alleine sind. Dies ist ein unbezahlbarer Schatz.



Martin Höfflin ist Diakon und tätig in der Arbeitsstelle Frieden im Amt für Kinder- und Jugendarbeit der Ev. Landeskirche Baden in Karlsruhe. **ZC**

Die Entwicklung des Zivilen Friedensdienstes

Gewalt gegen Gewalt, Kraft gegen Kraft – das ist die alte Wissenschaft.

Weißt du wie die neue heißt? Gegen Gewalt den Geist!

Nur der Geist kann die Streitaxt begraben. Aber freilich, man muss einen haben.

Kurt Tucholsky

„Man kann doch nicht einfach zusehen, wenn ein Diktator die Menschenrechte brutal mit Füßen tritt. Da muss man doch einschreiten – und wenn es anders nicht geht, dann halt mit Gewalt.“ So oder ähnlich wurden die Kriegsgegner hierzulande im vergangenen Jahr immer wieder angesprochen, wenn sie gegen den NATO-Einsatz in Jugoslawien demonstrierten. „Nicht einfach zusehen.“ Ein guter Grundsatz. Aber – ist die Methode „Gewalt gegen Gewalt“ noch zeitgemäß? Können Waffen dauerhaften Frieden schaffen? Sind die „Nebenwirkungen“ nicht schlimmer als die positiv gedachte Wirkung, die von dieser „alten Wissenschaft“ ausgeht? Wie könnte eine „neue Wissenschaft“ aussehen? Eine Wissenschaft, die die Streitaxt begraben hilft. Eine, die nicht wegsieht, sondern noch genauer hinsieht. Eine, deren „Nebenwirkungen“ keine „Kollateralschäden“ verursacht. Eine, die zukunftsorientiert ist und die guten Eigenschaften im Menschen fördert.

Indem ich mich auf Krisenreaktion einlasse, Gewalt nicht mehr nur mit der Distanz eines Fernsehzuschauers betrachte, wird die „neue Wissenschaft“ ganz praktisch. Gefragt sind Handwerker, die gelernt haben, mit Krisen umzugehen, und anderen Hilfestellung bieten können, ihre Krise positiv zu meistern.

Gandhi als Ideen-Stifter

Die Idee, multinational zusammengesetzte und gut ausgebildete Gruppen von Friedensschlichtern aufzubauen und gegebenenfalls einzusetzen, hat schon Geschichte. Gandhi war es, der während der Straßenunruhen in Bombay im Jahre 1922 die Vorstellung von solchen „Friedensbrigaden“ entwickelte. Sein Ziel, ein „Shanti Sena“ (Friedens-Heer) aufzustellen, konnte er zu Lebzeiten jedoch nicht mehr verwirklichen. Dies gelang erst seinem Nachfolger Vinoba Bhave.

Der Zivile Friedensdienste erfuhr wesentliche Impulse im Jahr 1989. In Basel fand zu Pfingsten die ökumenische Versammlung der europäischen Kirchen statt. Sie verstand sich als ein Versuch, auf die ethischen Herausforderungen der Gegenwart nach adäquaten Antworten zu suchen. In der friedensethischen Diskussion zeichnete sich dabei eine Einigkeit darin ab, dass gewaltfreie Lösungsansätze auch in zwischenstaatlichen Konflikten

zu jeder Zeit Priorität erhalten sollten. Das Abschlussdokument der Versammlung regt die Bildung von ökumenischen Friedensdiensten an.

Die Kirchenleitung von Berlin-Brandenburg als Namensgeber

Die politische Initiative für ein solches Konzept ergriff die Kirchenleitung der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg im Oktober 1991. Nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten suchte die neu vereinte Kirchenleitung von Berlin-Brandenburg nach ihrer zeitgemäßen Position zur Wehrpflicht. Zur Erinnerung sei angemerkt, dass die Evangelische Kirche in der DDR die „Kriegsdienstverweigerung als das deutlichere Zeugnis in der Nachfolge Jesu“ beschrieb, während Westberlin durch den besonderen Status für viele abgelehnte Kriegsdienstverweigerer aus der Bundesrepublik eine Art Asyl bot. Sollte die neue Kirchenleitung die ehemalige „DDR-Position“ aufrecht erhalten, oder sollte sie – trotz ihrem besonderen Status – dem westlichen „sowohl als auch“ nachgeben?

Die Lösung dieses Konfliktes war genial. Statt einem (faulen) Kompromiss entwickelte die Kirchenleitung den Vorschlag, einen Zivilen Friedensdienst (ZFD) als zweite sicherheitspolitische Option zu schaffen. Junge Männer sollten zukünftig wählen können, ob sie der Wehrpflicht im Rahmen der Bundeswehr oder im Rahmen eines gewaltfreien Friedensfachdienstes nachkommen wollen. Die weltweiten Erfahrungen mit Gewaltfreiheit – von Gandhi bis zum gewaltfreien Umbruch in der DDR – sowie die Erkenntnisse der Friedens- und Konfliktforschung, sollten Grundlage dieses neuen Dienstes sein, der planvoll in Krisen und gewaltsamen Konflikten interveniert.

Positives Echo – und teilweise Kritik – auf die Vorschläge aus Berlin-Brandenburg

Das Echo auf den Vorschlag war überwiegend positiv. Das Ende des Kalten Krieges weckte in vielen Menschen die Hoffnung auf ein Umdenken in der Sicherheitspolitik. Einerseits wuchs die Einsicht, dass Menschenrechtsverletzungen uns auch dann etwas angehen, wenn sie in anderen Ländern stattfinden – andererseits machten die positiven Erfahrungen mit gewaltfreien „Umstürzen“ in Südafrika und der ehemaligen DDR Mut zu neuen Formen des internationalen Krisenmanagements. So ist es kein Wunder, dass die Vorschläge zum Aufbau eines Zivilen Friedensdienstes auf fruchtbaren Boden fielen.

Kritisiert wurde weniger die Idee an sich, mehr die Kopplung an die Wehrpflicht und damit zusammenhän-

gend der Fokus auf Männer als zukünftige „Friedensengel“ und die Organisationsform (staatlicher Dienst). Weil die Kritik im Klima der 90-er Jahre weitgehend konstruktiv war, veränderte sich das Modell mit seiner Konkretisierung.

Neben den Kirchen hat der Bund für Soziale Verteidigung (BSV), dem auch die DFG-VK angehört, an dieser Entwicklung maßgeblichen Anteil. Von der Erarbeitung eines eigenen Konzeptes für einen ZFD im Jahr 1994 bis hin zu einem Ausbildungs-Curriculum hat der BSV personell und vor allem finanziell den Fortgang des Prozesses zur Einführung eines ZFD intensiv unterstützt und vorangetrieben. Er entwickelte sich in der Folgezeit mit eigener Dynamik weiter.

Einen wesentlichen Schritt hin auf eine gemeinsame bundesweite Initiative bildete im November 1994 die Gründung des „Forum Ziviler Friedensdienst“. In diesem forumZFD schlossen sich Einzelpersonen und Gruppen mit dem Ziel zusammen, die bisherigen Ideen zu bündeln und möglichst bald einen gesetzlichen und finanziellen Rahmen für gewaltfreie Krisenintervention zu schaffen. Seit 1996 organisiert sich dieses forumZFD als gemeinnütziger Verein und konnte – zusammen mit dem BSV und der Aktionsgemeinschaft Dienst für den Frieden – bereits in drei viermonatigen Kursen insgesamt 60 Friedensfachkräfte ausbilden. Das Bundesland Nordrhein-Westfalen übernahm hierbei eine finanzielle Starthilfe.

Die neue Konzeption

Inzwischen dienen die Regelungen der Entwicklungshilfe und der Freien Wohlfahrtspflege als Vorbilder. Dort hat sich das Prinzip der Subsidiarität gut bewährt. Es bedeutet: Der Staat ist dafür verantwortlich, dass die Bürger sozial abgesichert sind, dass z.B. genügend Krankenhaus- und Kindergartenplätze vorhanden sind. Obwohl er einen Großteil der finanziellen Mittel bereit stellt, haben die Träger der sozialen Einrichtungen im Rahmen gesetzlicher Vorgaben großen Gestaltungsfreiraum.

Die rot-grüne Bundesregierung hat in ihrem Koalitionsvertrag 1998 vereinbart, für den ZFD einen gesetzlichen Rahmen zu schaffen, innerhalb dessen der Staat diejenigen Organisationen und Personen absichert und finanziell fördert, die seine ureigenste Aufgabe wahrnehmen, dem (inneren und äußeren) Frieden zu dienen. Mit den bewilligten Finanzmitteln wurde einerseits die begonnene Ausbildung übernommen und weiterentwickelt, während gleichzeitig am Aufbau geeigneter Strukturen weiter gearbeitet wird.

Martin Höfflin **ZC**